

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 32 (1956-1957)
Heft: 3

Artikel: Meine letzte Kinderweihnacht
Autor: Kaltenbach, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073064>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

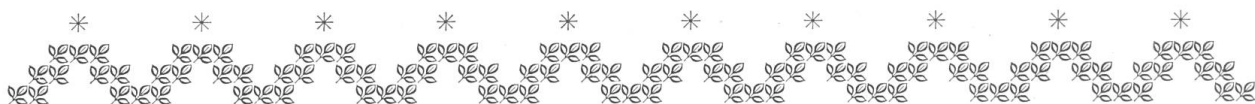
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

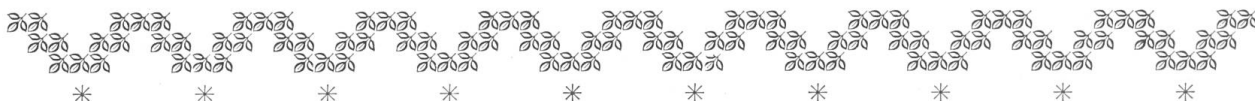
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Meine letzte Kinderweihnacht

VON FRITZ KALTENBACH

Mit Zeichnungen vom Verfasser



Dieser Beitrag beschließt die Jugenderinnerungen des Verfassers, die unter dem Titel «Leben mit Vater» in der Novembernummer 1955 begonnen und in der Oktobernummer 1956 fortgesetzt wurden. Der Verfasser war der Sohn eines gütigen, aber unsteten Vaters, der sein

Glück in allen möglichen Berufen suchte, aber sein unregelmäßiges Einkommen meist in der serienmäßigen Fabrikation von «Gemälden» fand. Für diese suchte er, mit Frau und Söhnlein, auf mühseligen Reisen im Occasionswagen, per Velo oder zu Fuß seine Kunden.

Es war für uns und besonders für mich immer das schönste, das feierlichste Fest, die Weihnacht. Schon bei kalten Novembertagen, beim Eindunkeln, fühlte ich, es wird bald Weihnacht sein.

Dann fing ich meistens an zu sparen, die 10 Cts., weil ich dem Arbeiter eine Flasche Bier holte, oder die 30 Cts., weil ich der Frau Kramer die Stiege spante, und die 50 Cts. pro Abend, wo ich im Kleinbasel in einem Hinterhaus Flaschen putzte, bei einer kleinen Sandseifenfabrik. Es war jetzt die Zeit, wo ich auf das Schokipulver beim Bäcker Eggenberger verzichtete, um eben so rasch als möglich viel Geld zusammenzukriegen. Viele hatte ich ja nicht zu beschenken, Vater, Mutter und die liebe Großmamma.

Es waren nicht allein die Geschenke, die mich so verzauberten, o nein, es war, weil Vater und Mutter so ganz anders waren als sonst, ein merkwürdiger Friede war es, der mich so tief beeindruckte. Die mir sonst so vertrauten Gesichter veränderten sich am Heiligen Abend, es war so still und so unaussprechlich friedlich, was war das nur? Ich kam immer schon um 6 Uhr ins Bett und um 9 Uhr durfte ich wieder aufstehen. Die Türe ging auf und ich durfte hinein. Das erste war immer der Christbaum, den Vater eigenhändig

schmückte, ein bunter großer Christbaum mit viel Engelshaar und Lametta überzogen. Ich fühle heute noch, wie all das Flimmern und Glitzern in mir ein Gefühl der Unwirklichkeit weckte, die Zimmerwand hinter dem Baum existierte nicht mehr, ich sah durch den Baum hindurch in eine weite unendliche Ferne, die mich beglückte, wie es sonst nichts konnte.

Wenn ich mich dann umwandte, sah ich zu meiner größten Überraschung gerade das, was ich mir so sehnlichst wünschte. Ein Jahr waren es Staffelei und richtige Ölfarben. Ein andermal eine elektrische Eisenbahn. Kein geheimer Wunsch bleibt für Vater geheim. Erst Jahre später verstand und wußte ich, daß Vater meistens das Geld für die Geschenke im letzten Moment zusammenbrachte, indem er sein Bilderlager zu einem Schundpreis liquidierte.

So erfreute ich mich an den schönen Sachen, wie sich ein Bub nur freuen kann. Dann, so zwei Monate nach Weihnacht meistens, mußten wir die schönen Dinge wieder verkaufen um für Notwendigeres zu sorgen. Ich trennte mich meistens leichten Herzens von den Herrlichkeiten, denn die große Anfangsfreude war ja auch schon vorbei und Vater weiß ja schon, ob es sein muß. So vergingen Jahr für Jahr und immer freute ich mich wie-



Kaltenbach

Wir sind auf einer Wandschaft ohne festes Ziel

WOHER STAMMT DIESES WORT?

Er hät em wider alles täfelet!

Der Mundartausdruck *täfele* bedeutet, einem andern in abträglichem Sinn Dinge über eine Drittperson hinterbringen. Das Wort läßt zwei Erklärungen zu. Als *Tafel* bezeichnet man den Tisch, an dem gegessen wird. An diese Bedeutung dieses Wortes erinnert die Wendung *die Tafel aufheben*: zur Ritterzeit bestand der Tisch aus einer langen Tafel, die man auf zwei Holzböcke legte. Nach beendeter Mahlzeit hob man die Tafel weg und stellte sie mit den Böcken an die Wand. In der Bäderstadt Baden stand im «Hinterhof» das sogenannte *Täfeli*, ein kleiner runder, steinerner Tisch, um den sich die Gäste zum täglichen Gespräch versammelten. Da das Täfeli-Gespräch, wie jede Tafelunterhaltung, zum guten Teil aus Klatsch bestand, konnte sich daraus der Ausdruck *täfele*, klatschen bilden.

Wahrscheinlicher ist eine andere Erklärung: Am Karfreitag waren es nicht die Glocken, die zur Kirche riefen; man schlug an eine hölzerne Tafel (später durch eine Klapper ersetzt), um das Zeichen zum Anfang des Gottesdienstes zu geben. *Tafele* oder *täfele* bedeutete also soviel wie *klappern*. Dem gleichen Zweck diente die *Rätsche*. Nun wurde *rätsche* bekanntlich übertragen auf das Schwatzen neugierigkeitssüchtiger Frauen. Den selben Weg kann *täfele* genommen haben: *täfele*, an die hölzerne Tafel schlagen, wurde zur Bezeichnung des Schwatzens mitgünstiger Klatschbasen.

Johannes Honegger

der, wenn Weihnacht vor der Türe stand. Bis heute ist mir das Wesentliche dieser inneren Freude erhalten geblieben, dieses unaussprechliche Etwas, das uns gegeben wurde, etwas, das wir nicht selbst gemacht haben.

*

Viele Kilometer sind wir schon gelaufen, die Straße ist steinhart gefroren und der Schnee, der jetzt fällt, kann nicht auf der Straße haften, ein eisiger Wind fegt ihn an die linke Straßeböschung. Mutter hat schwer zu gehen, einer ihrer Schuhe hat ein großes Loch, immer nach 20 Metern hat sie dort einen Eisschollen, der sie drückt. Wir sind so auf einer Art Wanderschaft ohne bestimmtes Ziel. Schade, daß es so kalt ist. Vater meint, daß wir in Solothurn bleiben müssen, das wären etwa noch zwei Stunden zu gehen. Gesprochen wird nicht viel, höchstens, wenn Mutter schnell stehen bleibt, um den Eisschollen zu entfernen. In Gedanken sehe ich ein warmes Bett mit fünf Bettflaschen, natürlich sage ich kein Wort, denn die Mutter ist ja mit ihrem Fuß noch schlimmer dran.

Ich kenne den Plan von Vater, wir haben uns gestern darüber beraten. In Solothurn wollen wir bleiben und versuchen, ob's mit den Bildern geht. Vater muß sie aber zuerst noch malen, aber das geht ja schnell. Die Rosen mit der blauen Vase, an diesen hat er einen Tag, der Fernblick mit den Birken im Vordergrund und dem See dahinter, die malt er sogar in einem halben Tag. Es ist heute der 24. Dezember, Weihnacht, fährt es mir durch den Kopf, einen Moment fühle ich die wohlige Wärme einer guten Stube, ich sehe den Baum, die Kerzen, und freu mich wie jedes Jahr auf das Geschenk des Vaters. Der Wind, der mir jetzt ins Gesicht schlägt, vertreibt mir mit Gewalt diese schönen Gedanken. Ich gehe sozusagen mit dem Kopf, die Füße sind unendlich weit weg, ich spüre sie kaum, aber sie gehorchen, sie gehen immer vorwärts, der Wärme, dem Heiligabend entgegen. Mutter hat es jetzt sehr schwer, der Fuß ist bedenklich angeschwollen. Reden nützt da wenig, Stillstehen noch weniger, bei dieser Kälte. Vater ist fast grob mit ihr, aber ich weiß schon warum, sonst weint sie und dann kommen wir überhaupt nicht auf Solothurn. Niemand ist außer uns jetzt auf der Straße, warum sind denn eigentlich wir drei hier, ich verstehe das nicht und

weiß, daß Vater mir das auch nicht erklären könnte. Sicher ist, daß wir hier sind, denn ein Traum kann es nicht sein, sonst würde ich das Gesicht nicht so deutlich spüren im Wind. Es geht weder auf noch abwärts, weder links noch rechts, nur geradeaus, mich dünkt, seit Stunden. Vater steht einen Moment still, mit einer steifen Bewegung klaubt er eine Zigarette hervor. Er zündet sie an, ohne mehr als ein Streichholz zu benötigen, trotz dem Wind. Er trägt nie Handschuhe, auch keine Unterleibchen und Pullover, ich habe ihn nie in irgend etwas Gelismetem gesehen. Er mag diese Dinge einfach nicht. Seine rechte Hand ist bläulich, denn jetzt kann er sie nicht mehr in die Tasche stecken, wegen der Zigarette.

Ich bin froh, daß ich Kniehosen trage, jene, die von Häftlingen im Zuchthaus Lenzburg gemacht wurden, zum ersten Mal entdeckte ich einen Vorteil an diesen Hosen, nämlich, daß sie eng anliegen und die Strümpfe darüber kommen. Wir werden sicher bald am Ziel sein, ich schätze, daß die zwei Stunden bald vorüber sind. Die Mutter muß anhalten, wir trösten sie, daß wir bald da sind, sie geht wieder. Ich denke wieder an den Heiligabend. Überhaupt ist mir plötzlich so fröhlich zu Mute, ich könnte lachen und weiß doch nicht warum. Ich darf nicht einmal Mutter ansehen, die Sache mit dem Schuh kommt mir mit einmal so lustig vor, daß ich nicht mehr hinsehen darf. Ich finde irgend einen blöden Vorwand um lachen zu dürfen, Vater sieht mich an und sagt nur, daß wir bald dort seien. Die ersten Häuser, die ersten Leute, wir müssen aus irgend einem Grunde auffallen, denn ich fühle, wie wir beobachtet werden.

Vor einem kleinen Hotel machen wir halt, Vater liest den Namen laut vor sich her, ja, hier sind wir recht. Die Wärme in der Wirtsstube taut wohl unsere Hände und Füße auf, doch die Köpfe scheinen einzuschlafen. Eine heiße Suppe, Bratwurst und Rösti mundet uns wie nichts zuvor und ich spüre deutlich, wie gut das mir tut. Der weite Fußmarsch, die Kälte, der Fuß, alles liegt schon weit zurück. Vater schreibt in ein Heft, einschreiben wie er sagt. «So und jetzt hätten wir eine Unterkunft», sagt er, und zu mir gewendet, «Fritzi, es ist die erste Weihnacht, daß du nichts bekommen wirst, ich

hoffe, daß du das begreifst.» Schnell sage ich, ja, natürlich begreife ich das. Tatsächlich, ich begreife das, aber ich glaube es nicht. Ich be-
teure nochmals, daß ich mir sowieso nichts gewünscht hätte, ich höre mich deutlich das sagen, wie von weitem, und glaube es trotzdem nicht. Gegen alle Abwehr schleichen sich Gedanken in mich hinein, gegen die ich machtlos bin. Ich sehe im Hotelzimmer auf meinem Bett die verschlossene, weihnachtlich eingepackte Schachtel und Vater daneben, wie er schmunzelt, mich so überrascht zu haben. Die Wirtsfrau kommt zu uns, sie meint, wir können ruhig mit ihnen und den Angestellten Weihnachten feiern. Danke, ja gerne, sagt der Vater und deutet auf mich, ich hätte immer so Freude am Baum, sagt er, nur dürfe es nicht so spät werden, wegen mir.

Als ich später im kleinen Nebensäli vor diesem Baum sitze, sehe ich deutlich die Wand dahinter, hinter dem Baum, der undurchdringliche Glanz ist dahin. Deutlich sehe ich zwischen den wenigen farbigen Kugeln hindurch die scheußliche Farbe der Wand und den Flick im Täfer, der nicht ganz die gleiche Farbe hat. Die Frau fragt mich, warum ich so still sei, der Vater antwortet gottlob für mich, ich sei immer ein Ruhiger gewesen. Die Angestellten öffnen ein paar Päckli, Strümpfe, Taschentücher und ein Shawl sind darin.

Mein Pack vom Zimmer drängt sich wieder auf, ich bekämpfe diese Gedanken mit aller Kraft und glaube doch daran. Wie froh bin ich, als Vater aufsteht und sich verabschiedet, endlich von diesem schäbigen Baum fort. Im dritten Stock ist unser Zimmer, zwei Betten, Nachttischli, über einem Bett hängt ein gedrucktes Bild, die Telskapelle darstellend. Die Kastentüre ist mit einem Stück Karton zugeklemmt. Aber warm ist es hier. Schlafe du hier, dieses Bett ist weiter von der Türe weg, es zieht da weniger hinein, sagt Vater zu mir. Als ich die Decke zurückschlage und das Pack auch nicht hier ist, spüre ich, wie etwas für immer von mir fortgeht, das Gefühl für die Weihnacht, wie es nur glückliche Kinder erleben können. Ich weine unter der Decke still vor mich hin, daß es niemand hört, langsam führt mich die Müdigkeit hinunter in den Schlaf.

